

Machtkritische Bildungsarbeit und Empowerment: Liebe als Ahnung eines Prinzips

Miša Krenčeyová | info@fangfrage.at | www.fangfrage.at

Krenčeyová, Miša (2020): Machtkritische Bildungsarbeit und Intersektionalität – Liebe als Ahnung eines Prinzips. In: aep Informationen. Feministische Zeitschrift für Politik und Gesellschaft 2/2020, 47-48.

Wenn ich zu Beginn eines neuen Semesters an der Universität den Seminarraum betrete, um die erste Sitzung einer Lehrveranstaltung zu eröffnen, erwartet mich eine Gruppe von Studierenden mit ganz unterschiedlichen Sprachen, Körpern, Zugehörigkeiten, Erfahrungen und Erwartungen. Wenn ich die Namensliste aus meinen Unterlagen hervorkrame, werden die anwesenden Personen schon erste Eindrücke gesammelt und ein paar kurze, banale Gespräche geführt haben - orientiert an sichtbaren oder vermuteten Gemeinsamkeiten und Unterschieden unter ihnen. Einige der Namen auf der Liste werde ich (noch) nicht aussprechen können. Manche Namen werde ich mir später leichter merken, weil ich diejenigen, denen sie gehören, öfter werde sprechen hören als andere. Und mindestens einem Gesicht werde ich bis zum Semesterende aus dem Stegreif keinen Namen zuordnen können. Im Laufe der nächsten Wochen werden die Studierenden Grüppchen geformt und Sympathien ausgetauscht haben und in kleinere oder größere Konflikte geraten sein. All diese Dinge passieren in jeder Gruppe, die neu zusammenkommt, sie erscheinen alltäglich und mitunter zufällig, und doch sind sie Teil einer Gruppendynamik, die in jeder Gruppe einzigartig ist und dennoch in Mustern verläuft. Der Gruppenprozess hatte spätestens mit der zweiten Person begonnen, die am ersten Tag den Raum betrat, und während sie sich noch entschied, wie weit vom Lehrendenpult oder der anderen Anwesenden sie sich hinsetzt, füllte den Raum langsam etwas,

das alle Begegnungen zwischen Menschen beeinflusst: Macht.

Die Dynamik in der Entwicklung jeder Gruppe verläuft in unterschiedlichen Phasen. Auf Bruce Tuckman geht das bekannte (und oft adaptierte) Modell zurück, das vier ebensolcher Phasen der Gruppendynamik unterscheidet: Am Anfang müssen sich die Gruppenmitglieder orientieren (*forming*), dann finden sie sich in Rollen ein oder erkämpfen sich bestimmte Positionen (*storming*), entwickeln gemeinsame Normen (*norming*) und werden schließlich wirklich arbeitsfähig (*performing*). So hilfreich diese Unterscheidung ist, um Vorkommnisse in der Gruppe oder Stimmungen (und deren Schwankungen) einzuordnen, so wenig hilft sie uns zu verstehen, *warum* Menschen gewisse Rollen einnehmen (und manche immer wieder dieselben Zuschreibungen erfahren) oder wie Einzelne mit den unterschiedlichen Dynamiken umgehen und von ihnen beeinflusst werden. Auch hier ist es Macht, die die Gruppe strukturiert. Ein Verständnis gesellschaftlicher Machtverhältnisse ermöglicht uns zu verstehen, warum manche gefühlt "immer" sprechen (wollen und können) und andere - zumindest am Anfang - "nie". Macht bestimmt die Arbeitsteilung bei Arbeitsaufgaben oder warum und wie sich bestimmte Ideen durchsetzen. Dass die einen eher mitschreiben und andere das Mitgeschriebene öfter präsentieren, ist keine (ausschließliche) Frage der "Persönlichkeit". Es ist ihre Verstrickung in Machtverhältnissen, die manche denken lässt, sie seien "einfach nur schüchtern" und anderen ermöglicht, Situationen zu

ihrem Nutzen zu gestalten - weil Letztere in ihrem Habitus die "richtigen" Spielregeln mitunter schon verinnerlicht haben. Wir tragen unsere Einbettung in gesellschaftliche Machtverhältnisse in jede Gruppe hinein, und sie ist es, die unser Verhalten und die Reaktionen anderer Menschen auf unsere Präsenz erklärbar macht. Auch ich als Lehrende betrete eine Gruppe nicht (nur) als Lehrende oder als Individuum, sondern auch als in gesellschaftliche Machtverhältnisse verstricktes Subjekt.

Diese Schnittstelle von "Außen" und "Innen" einer Gruppe, das Zusammenwirken von situativer und struktureller Macht, also der gesellschaftliche Kontext von Gruppendynamik, hat mich in den letzten Jahren immer stärker beschäftigt - auch, weil ich mich seit vielen Jahren an dem diffusen Konzept von "Empowerment" abarbeite und seine Bedeutung auch in der Bildung auslote. Ein intersektionaler Zugang ist dabei hilfreich, unterschiedliche Positionalitäten (also gesellschaftliche Verortungen) von Menschen - ihre vielschichtigen sozialen Identitäten - zu berücksichtigen. Bewegt vom Anspruch, emanzipatorischen Prozesse in der Bildungsarbeit voranzutreiben, begab ich mich auf die Suche nach *dem* "Prinzip" machtkritischer Bildungsarbeit, das meinen Überlegungen und Erfahrungen einen (handlungsorientierten) Rahmen gäbe - und den unterschiedlichen Ebenen der Wirksamkeit von Macht in Bildungsprozessen Rechnung tragen könnte. "Solidarität" und "Empathie" waren mir zu paternalistisch, "Vulnerabilität" zu egozentrisch, "Respekt" zu hegemonial. Auch "Empowerment", das immerhin Macht explizit ins Spiel bringt, drückte die Haltung, um die es mir ging, nicht aus - denn diese Haltung gibt dem Konzept doch erst seinen eigentlichen Gehalt.

Schließlich landete ich bei der Liebe. James Baldwin hatte sie in den 1960er Jahren als politisches Prinzip formuliert, postuliert als Imperativ gegen den Rassismus. Er verknüpfte damit etwas vermeintlich Privates nachdrücklich mit einem politischen und gesellschaftlichen Anspruch. Hannah Arendt verschmähte Baldwins vermeintlich sentimentale Affirmation von Liebe. Doch wenn Gerechtigkeit das öffentliche Gesicht der Liebe ist, wie Cornel West es formuliert, ist Liebe in der pädagogischen Arbeit keine Sentimentalität, sondern eine mögliche politische Handlungsgrundlage. Die Liebe, mit der Baldwin denjenigen begegnen wollte, die ihn unterdrückten, und mit der er ihnen "wie Liebenden" entgegentreten wollte, um einen politischen Kampf um Machtverhältnisse und Gerechtigkeit auszufechten, sollte sie menschlich machen und einen Dialog über "Differenzen" hinweg ermöglichen. In der Begegnung Menschen unterschiedlicher Zugehörigkeiten sollte sie ihnen ermöglichen, einander mit Nachdruck herauszufordern, um in weiterer Folge auf dieser Basis gemeinsam Unterdrückungsverhältnisse zu verändern. Jenseits von Debatten um "Sprechverbote", "sichere Räume" oder "politische Korrektheit" ist es vielleicht tatsächlich Liebe, die uns möglich macht, einander als Menschen zu begegnen und dennoch - oder gerade deswegen - die Auswirkungen gesellschaftlicher Ungleichheit, die uns der Liebesfähigkeit berauben, zu berücksichtigen und ihre Ursachen bekämpfen zu wollen.

Wenn Sie an jene Momente Ihres (breit gefassten) Bildungswegs zurückdenken, die Sie mit "Empowerment" verbinden - in denen es also um einen Aspekt Ihrer gesellschaftlichen Positionierung geht, der sie in Machtverhältnissen verortet: Welche Veränderung kommt Ihnen in den Sinn und warum? Und welche Rolle spielte "Liebe" an diesen Wendepunkten?